

Besprechungen

Geistliches Leben

DANIÉLOU, Jean: *Gebet als Quelle christlichen Handelns*. Reihe: Theologia Romanica, Bd. 20. Freiburg 1994: Johannes Verlag Einsiedeln. 171 S., kt., DM 27,- (ISBN 3-89411-323-5).

Der französische Theologe und Kardinal Jean Daniélou hat die in diesem Band zusammengefaßten Vorträge im Rahmen von Exerzitien für Laien gehalten. Unter dem Titel „Nicht Weisheit, sondern Glaube“ wurden sie im Jahre 1979 zum ersten Mal auf deutsch herausgegeben, die vom Johannes-Verlag in Einsiedeln besorgte zweite Auflage wurde von C. F. Müller und C. Capol völlig überarbeitet. In vier großen Abschnitten verfolgt der Autor mit seinen Darlegungen einen klaren Weg: Beginnend bei der Begegnung mit dem lebendigen Gott, zu dem wir „Vater“ sagen dürfen (dazu bietet Daniélou u. a. eine knappe Auslegung des Vater unsers; 1. Teil: S. 15 – 47), lenkt er den Blick auf die grundlegende Hoffnung, die sich in der Heilsgeschichte des Alten Testaments niederschlägt (2. Teil: 49 – 93); der Besinnung auf das Geheimnis Christi und der Erlösung (3. Teil: 95 – 129) folgen abschließend einige Gedanken zum Wirken des Geistes und dem Leben der Kirche (4. Teil: 131 – 171). Das Anliegen des Autors ist die Vermittlung des Kerns der christlichen Botschaft. Dazu bevorzugt er klare Unterscheidungen in der Sache: Gegenüber den Atheisten betont er das Unterscheidende des Glaubens, gegenüber Hindus, Moslems und Juden betont er das unterscheidend Christliche, gegenüber den Protestanten das unterscheidend Katholische. Dabei sind diese Unterscheidungen nicht Ausdruck eines kleinlichen Beharrens auf dem Eigenen, sie erwachsen vielmehr aus dem Bemühen um ein authentisches Verstehen und Vermitteln des eigenen Glaubens. Der Konzentration auf den Kern dieses Glaubens entspricht auch die wiederholte Aufforderung an die Leser, nicht auf der Ebene der Affekte und des wechselnden subjektiven Erlebens stehenzubleiben. Daniélou sucht die Herausforderung des Glaubens und der Liebe in der Nachfolge Jesu klar zum Ausdruck zu bringen: „die Liebe ist Ernstfall; sie liegt nicht im Gefühl noch in der leichtvollbrachten Tat“ (157). Der Konzentration in der Sache entspricht der Stil des Autors: Hier wird nicht erzählt und der ausgesprochene Gedanke nicht durch lange Beispiele angereichert, der Stil ist vielmehr nüchtern darlegend und zeichnet sich durch eine besondere Transparenz und Klarheit aus. Was man in den hier abgedruckten Vorträgen allerdings völlig vermißt, ist bei aller biblischen Orientierung der Rückgriff auf Ergebnisse der historisch-kritischen Bibelauslegung. Neben der Konzentration auf den Kern des christlichen Glaubens läßt sich von Daniélou für eine christliche Existenz im Pluralismus vor allem auch die Bereitschaft aufnehmen, über die Grenzen eines christlichen Milieus bewußt hinauszugehen und Kontakte zu suchen. Die echte Begegnung mit Menschen anderer Überzeugung ist für Daniélou Verwirklichung der missionarischen Sendung der Christen und zugleich eine Hilfe zur Intensivierung des eigenen Glaubens: „Das Zusammenfinden der Christen in der eucharistischen Gemeinde wird um so intensiver, je verstreuter sie sonst unter anderen Menschen leben“ (146).

Johannes Römelt

BREEMEN, Piet van: *Gerufen und gesandt*. Gedanken zur Nachfolge. Leutesdorf 4. Aufl. 1994: Johannes-Verlag. 134 S., kt., DM 6,90 (ISBN 3-7794-1343-4).

In einem seiner Bücher schrieb Karl Rahner einmal, daß ein Mensch, der das Evangelium predige, ohne daran zu glauben, Atheismus hervorrufen könne. Im letzten Kapitel seines Büchleins weist Piet van Breemen auf diese Aussage hin, und sie kann vom Leser als eine Art Motiv verstanden werden, aus dem heraus der Autor seine eigenen Gedanken vorlegt: Ihm geht es in seiner Beschäftigung mit dem Ordensleben um eine aufrichtige und überzeugende Form, als Ordenschrist zu leben. „Jede Zeit ... ringt um ein neues Verständnis dieser Lebensform und ihrer überlieferten Werte. Das Büchlein versucht an diesem Ringen teilzunehmen“ (5). Im ersten Kapitel gibt der Autor einige Hinweise zum Gebet, d. h. zu

einem aktiven Leben, das von der Kontemplation geprägt ist. Mit dem zweiten Kapitel wendet er sich dann dem Leben in Gemeinschaft zu. Gegen alle Selbstgenügsamkeit geht es ihm um eine „Gemeinschaft, die über sich hinausweist“ (28) und in der gerade auch die Schwachen einen Platz haben. Um eine Gemeinschaft aufzubauen, sind zwei Akzentsetzungen wichtig: der Mut zum Selbstsein – Johann Baptist Metz spricht hier von der „Armut der unantastbaren Einmaligkeit“ (45) – und die Ehrfurcht vor der Einmaligkeit des anderen. Eine Gemeinschaft von Ordenschristen ist nun in besonderer Weise durch die drei evangelischen Räte geprägt. Van Breemen erläutert sie alle in ihrer positiven Bedeutung. Armut ist in seinen Augen das Merkmal, an dem „sich die Zukunft der Orden und der Kirche ... entscheidet“ (65). Grundlegend ist sie eine Haltung in der Nachfolge Jesu, ein Zeugnis gegen das Konsumdenken, Ausdruck der Verfügbarkeit und der Solidarität mit den Armen. Der Vorschlag für ein Kriterium der Realisierung von Armut bleibt notwendigerweise ziemlich allgemein: „Die einzig mögliche Lösung für eine glaubwürdige Realisierung der Ordensarmut ist dann nur, daß der einzelne aus dem allgemeinen Angebot nicht mehr nimmt, als er braucht. Wer in jeder Hinsicht alles nimmt, was ihm geboten wird, lebt nicht mehr arm“ (67). Daß es bei den evangelischen Räten um eine tiefreichende Lebensform geht, zeigt sich besonders bei der Ehelosigkeit; van Breemen betont hier gerade den Entwicklungsprozeß, in dem sich ein von Christus faszinierter aufrichtig und ehrlich bemüht, sich selbst für die Ehe unfähig zu machen. So wird dieses Leben ein Zeichen dafür, „daß Gott wirklich so ist, daß er ein Menschenleben auszufüllen vermag“ (97). Um ein rechtes Verständnis des Gehorsams zu entwickeln, beginnt van Breemen mit der Zurückweisung einiger Karikaturen dieses Ideals. Positiv entwickelt er dann drei Stufen des Gehorsams, der „ein menschliches Mittel ist, ... um den Willen Gottes zu erkennen“ (106f.). In seiner kurzen und klaren Darstellungsweise gelingt es van Breemen, Kernanliegen des Ordenslebens zu benennen und seinen Leser/innen nahezubringen. Seine Fähigkeit, den Blick auf Wesentliches zu lenken, führt auch dazu, daß die Faszination eines Lebens nach den evangelischen Räten spürbar wird.

Johannes Römelt

HÄRING, Bernhard: *Heute Priester sein*. Eine kritische Ermutigung. Freiburg 1995: Herder. 152 S., geb., DM 26,80 (ISBN 3-451-23758-X).

Vielleicht darf ein rezensierender Mitbruder über den Verfasser dieses kleinen Buches etwas ungeschützt schreiben: Häring ist eine einprägsame Gestalt. Nicht nur, daß er in der Moralthologie des 20. Jahrhunderts Entscheidendes bewegt hat. Nicht nur, daß er zu denen gehört, die zwischen Spiritualität und Theologie die lange fehlende Brücke zu schlagen wußten. Nicht nur, daß er maßgeblich am Werden wichtiger Texte des Konzils Anteil hatte (ich erinnere mich noch gut, wie er fast täglich von ganzen Gruppen von Bischöfen im Sprechzimmer konsultiert wurde). Nicht nur, daß er von großem Einfluß auf die Selbstbesinnung der Orden in Europa und in den USA wurde (er, der später viele Veröffentlichungen englisch geschrieben hat, lernte noch mit etwa 50 Jahren Englisch ...). Nicht nur, daß er gesundheitlich einen sehr schweren Weg zu gehen hatte (er hat darüber anschaulich geschrieben). Häring ist auch ein Feuerkopf, ein Prophet der manchmal ungeduldigen Sorte, der es dann um seiner Anliegen willen auch riskiert, der Kritik Angriffsflächen zu bieten...

All diese Facetten seiner Persönlichkeit vermeint man im vorliegenden Buch wiederzufinden. Denn die Hauptkapitel (Grundlegungen, Vergewisserungen, Perspektiven) sprechen anschaulich von eigenen Erfahrungen, sie führen in biblische Perspektiven ein und stellen manchmal überraschende Aspekte ins Licht, die bisher oft übersehen wurden. Sie kritisieren und wollen wachrütteln, und sie mahnen zu einem einfachen, dienstbereiten Leben der Priester, die doch den gegenwärtig machen sollen, der nicht kam, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen ...

Da mag denn manches zugespitzt formuliert sein: Der „Sündenfall der konstantinischen Ära“ verdiente mehr historische Einfühlung, Feindesliebe ist wohl nicht nur „Entfeindungs liebe“ (P. Lapede), die negative Einstellung der gesamten frühen Kirche zum Kriegsdienst hatte nicht so sehr pazifistische als „liturgische“ Gründe, gehörte doch zum Militär-

dienst der heidnische Feldgottesdienst mit Kaiserkult. Schließlich ist die amtliche Entwicklung über die Meinung auf S. 109 – 112 teilweise hinweggegangen. – Solche Anmerkungen wiegen freilich wenig angesichts der bunten Vielfalt der Beobachtungen und Zukunftsanliegen, der präzise gesetzten Farbtupfer und Glanzlichter (bei nicht wenigen Lesern kam lebhaftes Echo auf die Schilderung der „Tierlein in der Arche“ ...).

Das Buch wird gerade dadurch, daß es engagiert und mit heißen Herzen das breite Panorama der Aspekte zum Thema Priester anspricht und nicht in kühler Systematik verharrt, viele Leser finden, die das daraus schöpfen, was der Untertitel besagt: „eine kritische Ermutigung“.

Peter Lippert

GRÜN, Anselm – RIEDL, Gerhard: *Mystik und Eros*. Münsterschwarzacher Kleinschriften 76. Münsterschwarzach 1993: Vier-Türme-Verlag. 113 S., kt., DM 12,80 (ISBN 3-87868-472-X).

Das Wort von Karl Rahner, daß der Christ der Zukunft ein Mystiker sein werde oder nicht mehr sein werde, wird immer wieder und an verschiedensten Orten zitiert. Was allerdings unter Mystik zu verstehen sei, ist damit noch keineswegs deutlich gemacht und bleibt nicht selten eher im Ungefähren. Eine Hilfe zum Verständnis von Mystik will dieses Büchlein geben, wobei gleich zu Beginn deutlich wird, daß als Grundlage für die Darstellung nicht eine klare Definition von Mystik zur Verfügung steht. Die Autoren behelfen sich deshalb mit einer recht allgemeinen Abgrenzung: „Der mystische Weg geht nicht von Moralprinzipien aus, sondern von der Erfahrung Gottes, die den Menschen in seinem Innersten verwandelt und auch sein Verhalten erneuert“ (10). Daß Mystiker seit jeher ihre Erfahrungen in einer erotischen Sprache ausgedrückt haben, erklärt den zweiten Leitbegriff des Titels „Mystik und Eros“. Übersichtsartig folgen dann verschiedene Definitionen von Fachleuten – Theologen und Erforschern der Mystik. Den Hauptteil des Buches bildet die Darstellung verschiedener Autoren, die der Mystik zuzuordnen sind: Die Mystik des Einswerdens wird mit Bezug auf Autoren der Psychologie und Theologie dargestellt (transpersonale Psychologie, Peter Schellenbaum, John Bradshaw), als Beispiele der Liebesmystik wurden Mechtild von Magdeburg, Hadewijch, Walter Schubart und Pierre Teilhard de Chardin gewählt. In einem abschließenden Teil wird ein Blick auf den Alltag des heutigen Christen geworfen: In Berührung zu kommen mit der wahren Wirklichkeit und bewußt zu leben einerseits und die Kraft des Eros wahrzunehmen und zu integrieren andererseits sind zwei Wege mystischer Erfahrung heute. Von verschiedenen Seiten wird so ein Blick auf ein zentrales Thema der Spiritualität geworfen.

Johannes Römelt

GRUBER, Elmar: *Deine Nähe täglich ein Geschenk*. Jahreslesebuch. Freiburg 1994: Herder. 390 S., geb., DM 34,- (ISBN 3-451-23496-3).

Derartige „geistliche Begleiter“ wie dieses Jahreslesebuch werden immer beliebter. Wenn man heute auch nicht einfach von einer religiösen Gesellschaft sprechen kann, so gibt es doch mehr Menschen als die regelmäßigen Gottesdienstbesucher, die geistig-geistliche Impulse für ihr Leben im Alltag suchen.

Der Münchener Religionspädagoge, der seinen Dienst in der Seelsorge als spirituelle Lebensbegleitung versteht, schreibt hier für jeden Tag des Jahres zu einem kurzen Bibeltext eine lebenspraktische Erklärung. Dabei wird in der Auswahl der Bibeltexte jeder Monat unter einen größeren Themenzusammenhang gestellt.

Gruber schreibt eine einfache, verständliche Sprache, wobei er die appellative Bedeutungsebene vor der informativen Sachebene bevorzugt. Es gelingt ihm aber weitgehend, auch theologisch schwierige Themen in wenigen und kurzen Gedankengängen in ihrem zentralen Inhalt darzulegen. Daß er sich dann dabei ab und zu in eher uneindeutige als eindeutige Aussagen flüchtet, kann ich verstehen, auch wenn es mich unbefriedigt läßt.

So schreibt er z. B. am 8. Dezember zum Text: „Siehe die junge Frau wird empfangen und einen Sohn gebären“ (Jes 7,12): „Der erste Hinweis, das erste Moment ist die Aktivität Gottes, der sich in ein Mädchen verliebt, der sich einläßt mit einer jungen Frau. Gewiß ein Motiv, das auch in anderen Religionen, z. B. in der ägyptischen Religion, da ist. Das spricht nicht dagegen, im Gegenteil, das zeigt eine Urahnung des Menschen, daß Gott sich in der Jung-Fraulichkeit Mariens mit dieser Menschheit einlassen wird.

Jungfräulichkeit wird in der Theologie und in der Mystik am besten erfaßt, wenn man über das Phänomen Jung-Fraulichkeit meditiert. Hier spüren wir die Sehnsucht aller Menschen, und Goethe brachte das zum Ausdruck: ‚Das ewig Weibliche zieht uns alle hinan!‘ Man kann es nicht in Worte fassen, man kann es nur erspüren. Das ist der Ansatzpunkt der Erlösung. Die Jung-Fraulichkeit ist die Türe, durch die ER in unsere Menschennatur eintritt“ (S. 367).

Warum bleibt Gruber nicht bei seinem entscheidenden Hinweis auf Gottes zuvorkommendes und freies, unverfügbares Handeln? Dies wäre hinsichtlich der Frage nach der Jungfräulichkeit der Mutter Gottes klarer und auch verständlicher. Die Uneindeutigkeit des Wortes Jung-Fraulichkeit, das dann mit einer unklaren Bedeutsamkeit befrachtet wird, ist mehr als unbefriedigend. Mit dem Hinweis, daß man es nicht in Worte fassen kann, sondern höchstens erspüren muß, kann man alle schwierigen theologischen Themen „erledigen“. Sollte man es dann nicht besser mit Wittgenstein halten, daß man über das, was man nicht sagen kann, schweigen soll. Dennoch kann dieses Jahreslesebuch ein hilfreicher Begleiter für Gott suchende Menschen auf dem Weg durch das Jahr sein. Klemens Jockwig

REINELT, Joachim: *Seine Ankunft heißt Aufbruch*. Weihnachtlich leben. Freiburg 1994: Herder. 106 S., geb., DM 19,80 (ISBN 3-451-23454-8).

In diesem Büchlein des Bischofs von Dresden–Meißen sind Predigten und Betrachtungen zusammengefaßt, die in den Jahren 1988 bis 1993 jeweils im Weihnachtsfestkreis in der Hofkirche zu Dresden gehalten wurden. Die Feier des Advents, von Weihnachten und der Epiphanie sind Anlässe dieser Predigten gewesen, andere Texte wurden für das Fest der heiligen Familie, zu Silvester und Neujahr verfaßt. Es macht einen besonderen Eindruck, wenn man die Gedanken ein und desselben Predigers zum Weihnachtsfest in sechs aufeinander folgenden Jahren zu lesen bekommt. Es fallen dann die Unterschiede der einzelnen Jahre auf: die unterschiedliche äußere Situation, die sich auswirkt auf das Erleben, auf Hoffnungen und Ängste von Menschen; die Gespanntheit und die freudige Erregung zum Weihnachtsfest 1989 gehören ebenso dazu wie die Betrachtung zur Heimatlosigkeit von Menschen zum Weihnachtsfest 1992. Es fällt ebenso auf, daß es dieselbe Grundbotschaft von der Gegenwart Gottes unter uns Menschen ist, die in den ganz verschiedenen Situationen mit ganz neuen Worten hier ausgesagt wird; ein sprechendes Zeugnis von der Treue Gottes über den Zeitraum dieser sechs Jahre hin. Joachim Reinelt entwickelt die Gedanken seiner Predigten und Betrachtungen meist im Ausgang von konkreten Erfahrungen aus der Gegenwart. In einer klaren, gut verständlichen Sprache läßt er verschiedene Aspekte der Festgeheimnisse anklingen, beläßt manches auch bloß in Andeutungen. Immer aber hat er die Ermutigung seiner Zuhörer und Leser im Blick und die Botschaft von der Treue Gottes, der in allen Lebenslagen zum Menschen steht, mitten unter uns. Johannes Römel

BOURS, Johannes: *Daß wir den Himmel schauen*. Spuren der Menschwerdung; Herderbücherei 8825. Freiburg 1994: Herder. 155 S., kt., DM 15,80 (ISBN 3-451-08825-8).

Aus verschiedenen Veröffentlichungen von Johannes Bours, die im Herder-Verlag in gebundenen Büchern vorliegen, wurde hier eine Auswahl zusammengestellt, die in der handlichen Form den Zugang zu den Texten des bekannten geistlichen Autors erleichtert. Der Band umfaßt eine Reihe kurzer Abschnitte, in denen Bours ausgehend von einem Dichtwort oder von einer selbsterlebten Begegnung einen Impuls für die eigene Besinnung

gibt; darüber hinaus sind auch längere Texte aufgenommen, so beispielsweise zur Berufung der Gemeinde der Christen, den Traum Gottes für alle Menschen zu leben, und zu verschiedenen Dimensionen des Gebets. Abgerundet wird die Auswahl durch zwei Predigten des Autors, die zum ersten Mal veröffentlicht werden. Wer den Gedanken, die Bours hier anbietet, nachgeht, wird immer wieder auf Wesentliches stoßen. Bours leitet im besten Sinne dazu an, auf die innere Wahrheit zu hören.

Johannes Römelt

SOLE-LERIS, Amadeo: *Die Meditation, die der Buddha selber lehrte*. Wie man Ruhe und Klarblick gewinnen kann. Herder/Spektrum, Bd. 4316. Freiburg 1994: Herder. 236 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-451-04316-5).

Die Absicht des Autors, der als anerkannter Experte der Meditation in Rom lebt, ist es, den Lesern seines Buches eine Einführung in die älteste Form buddhistischer Meditation zu bieten. Mit dem Vorstellen und detaillierteren Kommentieren der Texte des Pali-Kanons greift er auf die ältesten Texte zurück, in denen die originäre Lehre des Buddha überliefert ist.

Nach dem Selbstverständnis heutiger buddhistischer Meister der Meditation hat der buddhistische Weg nichts mit einer organisierten Religion oder Sekte zu tun, sondern kann in Freiheit von allen Menschen praktiziert werden. Gleich zu Beginn der Lektüre des vorliegenden Buches wird allerdings doch deutlich, daß dem Weg der Meditation einige wesentliche weltanschauliche Auffassungen zugrunde liegen. Solé-Leris stellt sie nur ganz knapp als die vier edlen Wahrheiten dar: Grundlegend ist hier die Auffassung, daß alle Phänomene des menschlichen Lebens, die durch andere bedingt sind, nicht zu einem zufriedenstellenden Leben führen können, sondern bereits das Leiden in sich tragen. In der Welt, wie wir sie erfahren, seien wir nie bleibend im Frieden. Ein Ausdruck dieses unbefriedigenden Zustandes sei das Wollen des Menschen; solange jemand etwas begehre, was er nicht habe, leide er. Der Weg, der zum Verschwinden des Leidens führe, führe über das Aufhören allen Begehrens; dieser Weg werde durch das Einüben des achtsamen Beobachtens in der Meditation beschritten. An manchen Stellen des Buches wird deutlich, daß hier eine unpersönliche Sicht der Vorgänge unserer Welt zugrundegelegt wird (vgl. S. 137: körperliche Prozesse sollen als Prozesse von Naturelementen aufgefaßt werden); andererseits wird aber durchaus auf die Entwicklung personaler und sozialer Tugenden (vgl. 182f.) hingewirkt.

Der Hauptteil des Buches widmet sich nun nicht den weltanschaulichen Voraussetzungen des Buddhismus, sondern dem ganz konkreten Weg der Meditation. Solé-Leris stellt zuerst die Samatha-Meditation vor, bei der es für den Übenden darum geht, Bewußtseinszustände zu erlangen, die in zunehmend höherem Grad von Geistesruhe und Stille erfüllt seien (Geistesruhe-Meditation). Darauf aufbauend widmet der Autor dann einen umfangreicheren Teil seines Buches der Vipassana-Meditation; mittels dieser Klarblicks-Meditation solle der Übende eine vollständige, direkte und unmittelbare Bewußtheit aller Phänomene erlangen. Bei Vipassana handele es sich um „eine Lebenskunst, die das Individuum von allem Negativen in seinem Geist wie Zorn, Habgier, Unwissenheit (hinsichtlich der Unbeständigkeit aller Dinge; J. R.) usw. befreit“ (218). Während die Geistesruhe-Meditation die besonderen Lebensumstände eines Mönches erfordere, lasse sich die Klarblicks-Meditation nach entsprechender Anleitung auch im alltäglichen modernen Leben praktizieren.

Die Darstellung des Autors ist klar und eng an den Schriften des Pali-Kanons orientiert, die immer wieder zitiert und ausführlicher kommentiert werden; es handelt sich hier um eine kompetente Darstellung des Weges der Meditation. Die Übersetzung aus dem Englischen wirkt allerdings manchmal etwas unbeholfen. Auf eine Grenze des Buches weist der Autor selbst verschiedentlich hin: Bei dem Weg buddhistischer Meditation handelt es sich grundsätzlich um eine Praxis, die eingeübt werden muß und nicht theoretisch dargestellt werden kann; das Lesen eines Buches bleibt also von vorneherein unzulänglich. Eine zweite Grenze des Buches erwähnt der Autor dagegen nicht: Es findet sich hier keinerlei Reflexion über die weltanschaulichen Voraussetzungen des buddhistischen Weges und über ihre Beziehung zu einem abendländischen Welt- und Menschenbild.

Johannes Römelt

Heilige Schrift

SCHWEITZER, Albert: *Gespräche über das Neue Testament*. Hrsg. v. Winfried Döbertin. Beck'sche Reihe BsR 1071. München 1994: C. H. Beck. 217 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-406-37461-1).

In den Jahren 1901 bis 1904 verfaßte Albert Schweitzer, bekannt als Theologe, Philosoph, Musiker und als der helfende Arzt im Urwald, seine „Gespräche über das Neue Testament“. Es sind über 30 einzelne Artikel, in denen der Autor den Lesern des „Evangelisch-protestantischen Kirchenboten für Elsaß und Lothringen“ aufbauend auf seinen eigenen fachwissenschaftlichen Studien in allgemeinverständlicher Form Ergebnisse der zeitgenössischen Bibelwissenschaft nahezubringen suchte. Winfried Döbertin hat diese Artikel vor wenigen Jahren wiederentdeckt und gibt sie in dem vorliegenden Band zusammen mit einem kommentierenden Nachwort, in dem die populären Artikel in den Zusammenhang von Schweitzers wissenschaftlichen Arbeiten gestellt werden, heraus. Als „Gespräche“ werden diese Artikel insofern zu Recht bezeichnet, weil Schweitzer hier in einem erzählenden Stil von dem Leben Jesu und der zeitgenössischen Interpretation (um die Jahrhundertwende) der Evangelien berichtet. Die Sprache ist sehr anschaulich, immer wieder zieht der Autor Bilder hinzu, um grundlegende Begriffe zu erläutern; so fällt ihm zur Verdeutlichung der Inspiration das Wasser ein, das als „reines Himmelswasser“ (16) herabregnet, dann aber erst in den Boden einsickert und Mineralien in sich aufnimmt, um schließlich, „wenn es so irdisch geworden ist“, vom Menschen getrunken zu werden. Vergleichbares gilt für das Wort Gottes: „Das Gotteswort ist nur lebendig für uns, wenn es aus Menschenherzen zu uns redet“ (16).

Schweitzer gelingt es in seinem erzählenden Stil, die historisch-kritische Biblexegese seiner Zeit leicht verständlich und gut lesbar darzustellen. Er bietet seinen Lesern so die Anleitung zu einer differenzierten Sicht Jesu. Deutlich markiert er beispielsweise die verschiedene Darstellung der Stellungnahme Jesu zu den Nichtjuden, wie sie Lukas bzw. Matthäus berichten (135ff.). Beide Evangelisten seien Vertreter verschiedener Parteien der frühen Kirche; während Matthäus eine distanzierte Sicht gegenüber den Heiden vertrete, stelle Lukas in einzelnen Episoden Jesus als ausgesprochen heidenfreundlich dar. Schweitzer scheut sich auch nicht, offene Fragen der Bibelauslegung als solche zu benennen; nicht jedes der manchmal anstößigen Worte Jesu wird von ihm in einen stimmigen Zusammenhang eingeordnet, und er fordert auch seine Leser dazu auf, Schwierigkeiten mit den Evangelien nicht harmonisierend zu überspielen. Schließlich bietet er seinen Lesern auch immer wieder praktische Anregungen für die eigene Lebensgestaltung; so ist ihm die Beschränkung Jesu in seiner Sendung auf das Volk Israels Anlaß zum Nachdenken über die bewußte Selbstbeschränkung auch des modernen Menschen, der in der Gefahr stehe, innerlich Unfertiges bereits herauszugeben und so nicht ausreifen zu lassen. Ein sympathisches und facettenreiches Bild Jesu in seiner Lebensfreude und seinem Lebensernst, in seiner Menschlichkeit und seiner Gottverbundenheit zeichnet Schweitzer seinen Lesern. Dennoch lassen sich auch ganz klare Grenzen seiner Theologie angeben. Manche antikatholische Polemik findet sich in seiner Darstellung (für eine Veröffentlichung vom Anfang des Jahrhunderts allerdings eher erstaunlich wenige), die ökumenische Theologie war seinerzeit noch völlig unterentwickelt. Wesentlicher erscheint dagegen die völlige Vernachlässigung der Ostererzählungen; daß die „Gespräche“ vor der Behandlung der Osterereignisse abbrechen, mag an anderen Aufgaben Schweitzers liegen, die er übernommen hatte; der Herausgeber Döbertin aber macht es wahrscheinlich, daß dafür auch Schweitzers niedrige Einschätzung der existentiellen Bedeutsamkeit der Ostererzählungen mitbestimmend gewesen sein dürfte. Aus der Tradition der liberalen protestantischen Theologie herkommend lag für Schweitzer der Akzent seines Bildes von Jesus und seiner Botschaft auf der Einheit von Religion und Ethik; die Verkündigung Jesu wurde für ihn zum „Krater der Liebesreligion“, das Handeln Gottes an Jesus in der Auferstehung, das gnadenhafte Handeln Gottes an Menschen in allen Zeiten trat dadurch sehr in den Hintergrund. Wer sich der Grenzen der Darstellung Schweitzers bewußt ist, wird dennoch seine Darstellung des Lebens Jesu mit Interesse und Gewinn lesen können.

Johannes Römelt

MELL, Ulrich: *Die „anderen“ Winzer*. Eine exegetische Studie zur Vollmacht Jesu Christi nach Markus 11,27–12,34. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd.77. Tübingen 1994: J. C. B. Mohr. XII, 438 S., geb., DM 248,- (ISBN 3-16-146301-3).

Mk erschließt sein Verständnis der Vollmacht Jesu, die Leitmotiv seiner Christologie ist, dadurch, daß er Vollmacht und Lehre Jesu verbindet. In seiner Kieler Habilitationsschrift geht es Mell darum zu zeigen, wie Mk in der zweiten und entscheidenden Episode zum Vollmachtsmotiv das Ende der Erwählungsgeschichte Gottes mit Israel begründet und theologisch das Fundament eines neuen Bundes legt (Mk 11,27 – 12,34).

Die literarische Einheit der narrativen Episode in Mk 11,27 – 12,12 setzt sich direkt mit Jesu Vollmacht auseinander (1. Hauptteil). Das vormarkinische (= vormk) Streitgespräch (11,28 – 33) begründet die Lehrautorität Jesu, indem es sie mit der Vollmacht des Täufers verbindet. Diese Argumentation könne jedoch den jüdischen Zeitgenossen objektiv nicht überzeugen, da sie die christliche Umdeutung der Täuferbotschaft auf die Person Jesu voraussetzt.

Das vormk Gleichnis von den Weingärtnern (12,1 – 11) ist als weisheitlich-prophetische Gerichtsüberführungsrede zu bestimmen. Dem jüdischen Kollektiv soll vermittelt werden, daß seine Schuld in bezug auf sein Gottesverhältnis unausweichliche Folgen hat. Die nicht-metaphorischen Teile der Pachtallegorie (Mk 12,6c. 7c) deuten Jesu Wirken und Todesleiden mit Hilfe der weisheitlichen Form vom leidenden Gerechten, der unter Einsatz seines Lebens für seine Auslegung der göttlichen Tora wirbt. Wenn Israel den so Ausgewiesenen töten will, muß Gott nach judenchristlicher Überzeugung die Bundesgeschichte mit Israel unwiderruflich beenden. Doch ein judenchristlicher allegorischer Anhang an die Winzerallegorie zeigt, daß ein umkehrbereites Israel sich der neuen Heilsgemeinde anschließen kann, sobald durch den Tod und die Auferstehung Christi die eschatologische Wende herbeigeführt ist. Eine zweite judenchristliche Redaktion hat diese christologische Erweiterung zu einer umfassenden Geschichtstheologie ausgebaut.

Der Endredaktor hat die beiden Einzelüberlieferungen in Mk 11,27 – 12,12 zu einer einzigen Gesprächseinheit gestaltet. Jesus tritt mit seiner Gleichnisrede als der eschatologische Umkehrmahner Gottes und als der legitimierte Sohn-Gottes-Messias auf, durch den Gott seine universale Königsherrschaft über die Völker antreten will. Seine Gegner werden als Gegner des leidenden Gerechten moralisch disqualifiziert. Der Untergang Jesu ist das Ende der Erwählung Israels. Die „anderen“ Winzer werden als künftige Pächter in Gottes Weinfeld im Glauben an die Auferstehung Christi die Bundestreue Gottes finden.

Die narrative Episode von Mk 12,13 – 34 setzt sich mit der Vollmacht Jesu nur indirekt auseinander (2. Hauptteil). In dem halachischen Schulgespräch über den Zinsgroschen fragt eine hellenistisch-judenchristliche Gemeinde den weisheitlichen Tora-Gelehrten Jesus nach einer autoritativ gültigen, göttlichen staatsethischen Weisung, die das praktische Leben der Frommen aus dem Geist des Gesetzes regeln soll, steht doch mit dem kaiserlichen Denar das Erste Gebot auf dem Spiel. Mk 12,17b spricht sich im Sinne der pharisäischen Auffassung für eine doppelte hierarchische Loyalität aus, nämlich gegenüber der Fremdherrschaft und gegenüber Gott. Jesus sei wegen seiner diesseitsorientierten Basileia-Naherwartung an einem Auferstehungsgeschick nach dem Tod grundsätzlich nicht interessiert. Die vormk Redaktion suche deshalb die Auferstehung der Gerechten im Streitgespräch (12,18 – 27) nach frühjüdischem Muster im Sinn der Neuschöpfung aus der Tora zu beweisen. Den Sadduzäern wird vorgeworfen, sie kennten sich weder in den Schriften aus noch in den Grundlagen der Schöpfungstheologie.

Das partnerschaftliche Lehrgespräch über die Frage nach dem obersten Gebot (Mk 12,28 – 34b) setze die Kombination von Gottesfrömmigkeit und Menschenfreundlichkeit als sittliche Grundorientierung im Hellenismus voraus und erkläre diese mit Hilfe von zwei Torageboten (Dtn 6,4c.5; Lev 19,18b) für gesetzeskonform.

Der Endredaktor Mk fügt in die Perikope vom Zinsgroschen die Herodianer ein, weil er im Geschick des Täufers das Geschick Jesu vorgezeichnet sieht. Die Sadduzäer und der

Schriftgelehrte werden zu versucherischen Abgesandten des Synedriums, das nun über Mittelsmänner seine Auseinandersetzung mit Jesus fortsetzt. Mk greift das weisheitliche Motiv von der Erprobung des Gerechten auf und überträgt es auf das Verhältnis zwischen Jesus und seinen Gesprächspartnern. Mit seiner positiven Würdigung der Verkündigung des Tora-Lehrers Jesus löst Mk eine wichtige Forderung des Winzergleichnisses ein. Die Erhöhung des leidenden und getöteten Tora-Gerechten bildet das theologische Fundament der neuen eschatologischen und universalen Heilsgemeinde, der „anderen“ Winzer. In seiner abschließenden redaktionskritischen Summe zu Mk 11,27 – 12,34 siedelt Mell die vormk Überlieferung nicht weit vom jüdischen Stammland entfernt an. Die hellenistisch-judenchristliche Gemeinde gehöre zu einem Diasporajudentum, das in Distanz zum Jerusalemer Tempelkult lebt. Mk ist ein historisierender allwissender Erzähler, der die wahren Motive der Gegner Jesu aufdeckt und so seinen Adressaten eine Identifizierung mit seiner Hauptfigur Jesus ermöglicht. Theologiegeschichtlich befindet sich der judenchristliche Autor und Theologe Mk in nachapostolischer Zeit, wie textliche und strukturelle Parallelen zum Hebräerbrief beweisen. Mell gibt einen gut begründeten Einblick in die Jesusüberlieferung der frühen Kirche. Freilich muß dabei vieles hypothetisch bleiben. Zweifelhaft erscheint mir z. B., daß Jesus am Auferstehungsgeschick der Toten grundsätzlich nicht interessiert gewesen sei. Überhaupt wäre es wünschenswert gewesen, die nachösterlichen Interpretationen stärker in der Lehre Jesu, soweit sie noch erkennbar ist, zu verankern. Heinz Giesen

WELCK, Christian: *Erzählte Zeichen*. Die Wundergeschichten des Johannesevangeliums literarisch untersucht. Mit einem Ausblick auf Joh 21. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, 2. Reihe, Bd. 69. Tübingen 1994: J. C. B. Mohr. XIII, 377 S., kt., DM 98,- (ISBN 3-16-146249-1).

Für die Auslegung biblischer Texte ist es von ausschlaggebender Bedeutung, ob die angewendete Art der historisch-kritischen Methode dem Gegenstand angemessen ist. Das gilt auch für das Johannesevangelium (JohEv). Deshalb beginnt Welck in seiner Betheler Dissertation mit methodenkritischen Vorüberlegungen (1 – 48). Mit überzeugenden Argumenten zeigt er auf, daß die literarkritische Arbeitsweise dem JohEv nicht gerecht wird. Er selbst beschreitet den Weg der literarischen Analyse, die den Text des JohEv als Text ernst nimmt. Für die Untersuchung der Wundergeschichten bedeutet das, daß diese stets in ihrer Beziehung zum Ganzen des Evangeliums untersucht werden. Zugleich sind neben 14,11; 15,22 – 24 alle Texte zu berücksichtigen, die in einem Zusammenhang mit den „Zeichen“ stehen (v. a. 12,37 – 43 und 20,30f.).

Um seinen Untersuchungsgegenstand zu profilieren, geht Welck im folgenden auf den Sprachgebrauch und auf formale Aspekte der johanneischen Zeichen-Konzeption ein (49 – 130). Dabei zeigt sich, daß das JohEv „Zeichen“ sowohl für die Wundertat Jesu als auch für die Wundererzählungen verwendet und daß diese integrale Bestandteile des Evangeliums sind. Im ersten Teil des JohEv spielen sie eine entscheidende kompositorische Rolle. Die Reden und Sprüche Jesu sind Interpretamente der Zeichen. Die Zeichen sind das Zeugnis des Vaters für Jesus und zugleich das Zeugnis des menschgewordenen Gottessohnes selbst, der in ihnen seine göttliche Doxa offenbart, auch wenn diese zu seinen Lebzeiten noch nicht wahrgenommen werden kann. Sie provozieren zu einem unbedingten Glauben an Jesus oder zu seiner radikalen Ablehnung. Die Zeichen haben somit eine soteriologische Funktion; sie ermöglichen, seine Offenbarungsrede anzunehmen. Die Zeichen Jesu können aber auch zu einem problematischen Wunderglauben führen (2,23 – 25; 6,15f.).

Nach einer eindringlichen literarischen Analyse der sieben johanneischen Wundergeschichten (131 – 235) fragt Welck nach deren Inhalt, Form und Funktion (236 – 278). Inhalt der Wundergeschichten ist Jesus als der endzeitliche Heilsbringer, der Form nach sind sie exemplarische und zugleich signifikante Jesuserzählungen, wie ihr starkes kerygmatisches Interesse unterstreicht. Als solche weisen sie auf die komplexe Jesuserzählung „Evangelium“ als „christlicher Urliteratur“ hinaus. Welche Bedeutung die johanneischen Zeichen für den Leser haben, zeigt der Verf. durch seine Analyse von 20,30f. (279 – 312). Dabei ge-

lingt ihm der Nachweis, daß 20,30f. nicht – wie gemeinhin angenommen – das Buch, sondern die Jesuserzählung abschließt und den Abfassungszweck des Evangeliums angibt. Mit dem Hinweis, daß die johanneischen Wundergeschichten Zeichen Jesu sind, die zum Glauben herausfordern, verbindet der Evangelist zugleich den Anspruch des Buches, hinreichender Anlaß zum vollen Glauben zu sein, der Leben bedeutet. 20,30f. kommt so die Schlüsselstellung für das Verständnis des ganzen Evangeliums zu.

Die von Welck vorgelegte Interpretation von 20,30f. führt zu einer Neubestimmung der Stellung des Kapitels 21, das in der Exegese einmütig als Nachtragskapitel bezeichnet wird. Zunächst macht er darauf aufmerksam, daß erst 21,15 den literarischen Abschluß des Buches darstellt, während 20,30f. das Ende der Erzählung von Jesus als dem eschatologischen Heilsbringer markiert. Wie schon 20,30f. ist 21,1 – 25 eine Erzählung über die eigentliche Erzählung. Mit 21,1 – 25 begründet der Evangelist die neuartige und unableitbare Erzählform der Jesuserzählung durch eine ätiologische Literaturlegende. In ihr qualifiziert und rechtfertigt er das vorliegende Buch als glaubwürdig und als dem Willen Jesu entsprechende Darstellung seines Wirkens. Diesem Ziel dient der Lieblingsjüngertext (21,1 – 23), der die Aussagen in 21,24f. vorbereitet und plausibel macht. Zwischen 20,30f. und 21,1 – 25 gibt es neben der formalen auch eine innere Zusammengehörigkeit, insofern 21,1 – 25 zeigt, daß der Zweck und der damit verbundene Anspruch des Evangeliums begründet ist. Beide Texte zusammen bilden den Buchschluß.

Der Verf. zeigt überzeugend, daß die Wundererzählungen als exemplarische Jesuserzählungen eng mit dem Kontext des Evangeliums verwoben sind. Die damit einhergehende Auffassung, daß die Hypothese einer „Zeichenquelle“ überflüssig wird, teilt er mit einigen anderen neueren Autoren. Neu dagegen ist der m. E. gelungene Nachweis, daß entgegen dem Grundkonsens der Fachleute Kap. 21 von vornherein zum integralen Bestandteil des vierten Evangeliums gehört.

Heinz Giesen

WINTER, Martin: *Das Vermächtnis Jesu und die Abschiedsworte der Väter*. Gattungsgeschichtliche Untersuchung der Vermächtnisrede im Blick auf Joh 13 – 17. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 161. Göttingen 1994: Vandenhoeck & Ruprecht. 370 S., Ln., DM 118,- (ISBN 3-525-53843-X).

Winter untersucht in seiner Habilitationsschrift die Vermächtnisreden in Joh 13 – 17 mit Hilfe der gattungsgeschichtlichen Fragestellung, die er mit der literarkritischen verbindet. Entsprechend gilt sein Interesse zunächst den Belegen dieser Gattung im AT und im Frühjudentum (45 – 213). Die Gattung, deren Ausgangspunkt der Ritus des Sterbebettsegens des Vaters ist, läßt sich vermutlich bis ins 9./8. Jh. v. Chr. (1 Kön 2; Gen 27; 47 – 50) zurückverfolgen. Der Sterbebettsegen sollte mit seinem zugleich rechtlichen und geistlich-religiösen Vermächtnis der betreffenden Gruppe helfen, sich neu zu orientieren und ihre Zukunft zu sichern. Im Deuteronomium entwickelt die deuteronomistische Schule ihre Konzeption einer Vermächtnisrede, indem sie neue Elemente hinzufügt. Vor allem führt sie die typische Dreiteilung der eigentlichen Rede (Rückschau in die Vergangenheit, Paränese und Paraklese sowie Zukunftsansage) ein. In späterer Zeit werden weisheitliche (bes. Tob; TestXII Patr) und apokalyptische Elemente (äthHen; AssMos 4 Esr u. a.) für die Gattung bestimmend. Daraus ergibt sich, daß die Festlegung auf eine weisheitliche Gattung nicht richtig sein kann. Die meisten frühjüdischen Vermächtnisreden setzen eine radikale Krisensituation ihrer Adressaten voraus. Die analoge Situation auf der historischen und literarischen Ebene haben die Vermächtnisreden ebenso beliebt gemacht wie die Tatsache, daß sie den Israeliten mit ihren Identitätsproblemen in nachexilischer Zeit die Tradition in besonders geeigneter Form vergegenwärtigen konnte. Zu Beginn seiner gattungsgeschichtlichen Untersuchung (214 – 320) bestimmt Winter auf dem Hintergrund der Tendenzen der Forschungsgeschichte im Blick auf das literarische Problem von Joh 13 – 17 seinen eigenen methodischen Ansatz. Gegenüber der literarischen Einheitlichkeit und einer ausschließlich traditionsgeschichtlichen Methode vertritt er eine kombinierte literarkritisch-redaktionsgeschichtliche Methode, die eine mehrstufige Entstehung des Johannesevangeliums (= JohEv)

voraussetzt. Für die Richtigkeit dieses Ansatzes führt er u. a. an, daß das Evangelium um das Kap. 21 ergänzt wurde, und die Hypothese einer johanneischen Schule. In der Eröffnungsszene der ersten Vermächtnisrede (13,1 – 30), die dem Eingangsrahmen der Gattung entspricht, schreibt der Verf. die christologisch-soteriologische Deutung der Fußwaschung dem Evangelisten und die paränetisch-ekklesiologische der Redaktion zu, weil letztere für die Redaktion charakteristisch sei und weil sie nicht ausdrücklich mit der ersten Deutung begründet sei. Dasselbe Kriterium gelte auch für die erste Vermächtnisrede (13,31 – 14,31); 13,34f. sei ein Fremdkörper, der eine große Nähe zu 1 Joh aufweise. Ein erster redaktioneller Nachtrag (15,1 – 17) thematisiert das Verhältnis der Christen untereinander und ein zweiter (15,18 – 16,4a) das Außenverhältnis der Gemeinde. Der dritte Nachtrag (16,4b – 33) sei eine „relecture“ der Vermächtnisrede des Evangelisten, in der wieder der ekklesiologische Aspekt dominiere. Auch das Gebet des scheidenden Erlösers (Joh 17) erweise sich vor allem wegen seiner Ekklesiologie und Eschatologie als redaktioneller Nachtrag.

Die gattungsgeschichtliche Untersuchung erbringt den Nachweis, daß in Joh 13 – 17 Vermächtnisreden vorliegen. In der Rolle des Petrus im JohEv spiegelt sich angeblich das Überlegenheitsgefühl der johanneischen Gemeinde gegenüber der übrigen Christenheit wider. Dagegen überzeugt, daß die Gattung der Vermächtnisrede dafür verantwortlich ist, daß der Lieblingsjünger gerade hier eingeführt wird; denn er gilt als der Garant der Jesusüberlieferung und als Gewährsmann für deren Kontinuität. Die Vermächtnisreden lassen nicht nur das Interesse erkennen, die Gemeinde und die Welt dualistisch nebeneinander existierend darzustellen, sondern vor allem, die Gemeinde als den Adressaten der Offenbarung Gottes in Jesus herauszustellen. Die Einführung des Parakleten in die Vermächtnisreden weise diese als die theologische Mitte des JohEv aus.

Was die Struktur im ganzen und wesentliche Details angeht, stehen die johanneischen Vermächtnisreden ganz in der Tradition ihrer Gattung. Zugleich aber gehen sie z. B. in der Nachfolge-Funktion des Parakleten und des Lieblingsjüngers darüber hinaus, wie Beobachtungen zu ihrem Inhalt und ihrer Argumentation bestätigen. Der Rückblick richtet sich nicht auf das Handeln Gottes an Israel, sondern auf das Handeln Jesu. Dem entspricht, daß nicht mehr die Tora die Basis und Norm des religiös-sittlichen Lebens ist, sondern Jesu Werk(e) und Gebot(e) der geschwisterlichen Liebe. Weil Jesus nicht nur Vorbild ist, sondern das ethische Handeln seiner Jünger erst ermöglicht, ist er mit keinem alttestamentlich-frühjüdischen Vorbild vergleichbar.

Die vorliegenden Untersuchungen sind ein wichtiger Beitrag zur Gattung Vermächtnisrede und deren Geschichte. Winter gelingt auch der Nachweis, daß Joh 13 – 17 eine Komposition solcher Reden ist. Wenig überzeugend ist dagegen die These von der mehrstufigen Entstehung des JohEv und damit auch der Vermächtnisreden. So kann man m. E. dem Evangelisten keineswegs ekklesiologische Aussagen kategorisch absprechen. Literarkritische Operationen im JohEv werden ohnehin durch dessen durchgängig homogenen Stil erschwert.

Heinz Giesen

SÄNGER, Dieter: *Die Verkündigung des Gekreuzigten und Israel*. Studien zum Verhältnis von Kirche und Israel bei Paulus und im frühen Christentum. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 75. Tübingen 1994: J. C. B. Mohr. XI, 395 S., geb., DM 228,- (ISBN 3-16-146220-2).

Sänger geht in seiner Kieler Habilitationsschrift der Frage nach den im NT angelegten Bedingungsfaktoren für das Spannungsverhältnis zwischen Christentum und Judentum mit dem Ziel nach, einen Beitrag zum christlich-jüdischen Gespräch zu leisten. Dabei konzentriert er sich auf die paulinischen Schriften. Nach historischen und methodischen Vorklärungen fragt der Verf., wie Schriftauslegung im Horizont des christlich-jüdischen Gesprächs auszusehen hat. Gute Gründe sprechen dafür, daß das NT selbst keinen Antijudaismus kennt. Die Wirkungsgeschichte mancher neutestamentlicher Texte hat jedoch zu antijüdischen Auslegungen geführt, indem Konfliktsituationen zwischen der christlichen Gemeinde und der Synagoge ungeschichtlich interpretiert wurden.

Nach Paulus ist die christliche und jüdische Heilshoffnung in der Treue desselben Gottes begründet, der im Christusgeschehen gehandelt und seine Verheißungen unkündbar mit Israel verbunden hat (Röm 1 – 4,9 – 11). Ihm ist umgekehrt genau so gewiß, daß die Rechtfertigung des Gottlosen und dessen künftiges Heil schriftgemäß ist und als integraler Bestandteil zu dem in ihr bezeugten Erwählungshandeln Gottes gehört.

Israel kommt eine verheißungs- und erwählungsgeschichtliche Priorität zu (Röm 1,16f.). Die Treue Gottes zu Israel ist auch Grundlage der Kirche aus Juden und Heiden. Die Gerechtigkeit Gottes, die sich im Glauben an Christus offenbart, ist bereits vom Gesetz und den Propheten bezeugt. Abraham ist als „unser Vater“ Urbild und Beispiel für die Glaubensgerechtigkeit, die uns geschenkt ist. Eine Kontinuität zwischen Abraham und dem Glauben an Jesus Christus läßt sich angemessen nur im Blick auf Gott herstellen. Paulus qualifiziert Israels Weg als Verheißungsgeschichte vom Ende der Geschichte, d. h. von Christus, her. Die Gerechtigkeit Gottes und das zukünftige Heil, das der „Retter aus Zion“ (Röm 11,26) für ganz Israel bringen wird, sind zwei aufeinander komplementär bezogene Aspekte des einen göttlichen Erlösungshandelns.

Die These, Paulus integriere die Rechtfertigung des Gottlosen in die Verheißung, die allein Israel gilt, läßt sich von den Texten her nicht bestätigen. Paulus stellt in seiner Argumentation in Röm 3,1 – 8 den Vorteil der Juden (3,1) und damit die allen Israeliten zustehende Priorität (Röm 1,16) heraus. Zugleich weist er jedoch eine verhängnisvolle Schlußfolgerung ab, die die wahre Situation auch des Juden vor Gott übersieht (Röm 2,11ff.). Auch der Jude kann sich nicht erwählungsgeschichtlich absichern; denn dann wäre die freie Gnadenwahl Gottes in Frage gestellt. Das zeigt paradigmatisch, daß jeder Mensch auf Gottes rechtfertigendes Handeln angewiesen ist. Israels Erwählung ist von Anfang an identisch mit der Rechtfertigung des Gottlosen, die die Heiden einschließt. Der Apostel erneuert und vertieft den Erwählungsgedanken des ATs rechtfertigungstheologisch, indem er ihn christologisch füllt.

Wie in Röm 3,1 – 8 geht es Paulus in Röm 9 – 11 um die Frage nach der Wahrhaftigkeit Gottes, der zu seinen Verheißungen steht und Israel trotz seines Unglaubens nicht verstößt. Gott hat seine freie Gnadenwahl allerdings bis jetzt nur an einem Teil Israels erfüllt. Ganz Israel wird allein durch Jesus Christus und im Glauben an ihn gerettet (Röm 11,26), allerdings nicht aufgrund der Evangeliumsverkündigung. Paulus spricht hier von einem Geheimnis, um die Rätselhaftigkeit des göttlichen Heilsplanes für Israel und die Heiden, der Inhalt von Röm 9 – 11 ist, auszudrücken.

Für den Dialog zwischen Christen und Juden ist ohne jeden Zweifel die Christologie zentral. Dabei greift jedoch das Bekenntnis zu Jesus als dem Messias zu kurz. Es ist vielmehr der gekreuzigte Christus, der die Heilshoffnung der Christen ausmacht und den Juden zum Skandalon wird. Das weist der Verf. an Apg 2,14 – 39; 5,34 – 39, vor allem aber an Gal 3,1 – 14 auf (198 – 282). In Gal 3,1 – 14 legt Paulus das Evangelium, das ihm Gott anvertraut hat, rechtfertigungstheologisch aus: Im Gekreuzigten und Auferweckten hat Gott seinen Heilswillen für alle Menschen offenbart. Verheißung und Rechtfertigung sind keine Konkurrenten, weil das Christusgeschehen und die Väterverheißungen auf denselben Gott zurückgehen.

Mit Recht betont der Verf., daß Paulus von Anfang an die Rechtfertigung allein aus Glauben und allein aus Gnade vertritt, auch wenn er sie aufgrund späterer Auseinandersetzungen vor allem in bezug auf das Gesetz weiter entfaltet. Beachtet man, daß Paulus seine Botschaft in je verschiedene Kommunikationssituationen hineinspricht, dann lassen sich die Antworten, die sich zunächst kontradiktorisch gegenüberzustehen scheinen, als der Situation angemessene, sich gegenseitig ergänzende Teilantworten verstehen. Sänger hat in seinen vorgelegten Studien zum Verhältnis des Christentums zum Judentum im NT überzeugend herausgearbeitet, daß das Christentum theologisch immer auf das Judentum verwiesen bleibt und daß es auch für die Juden, die nicht aufgrund des Evangeliums zum Glauben an Christus kommen, noch Heilshoffnung gibt. Die Ergebnisse seiner Untersuchung bieten zweifellos eine gute Grundlage für den Dialog zwischen Juden und Christen.

Heinz Giesen

Christlicher Glaube

WALDENFELS, Hans: *Gott. Auf der Suche nach dem Lebensgrund*. Hildesheim 1995: Verlagsgesellschaft Benno-Bernward-Morus. 118 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-89543-074-9).

Waldenfels unternimmt hier den schwierigen Versuch, in eng gezogenem Rahmen die hauptsächlichen Gesichtspunkte eines heutigen Ringens und Tastens nach Gott anzusprechen und dafür Wege aufzuzeigen. Das Buch enthält sechs Kapitel: „Im Lebensrahmen“ (11 – 20; hier wird u. a. über Bilder und Bilderverbot und „negative Theologie“ gesprochen); „Gottesbilder“ (21 – 35); „Leerräume“ (36 – 53; hier kommt auch der Buddhismus kurz in den Blick); „Gottessprache“ (54 – 72); „Gott in uns“ (73 – 86; hier liest man z. B. etwas zum Verhältnis Gebet – Meditation oder zum Treffen der Weltreligionen in Assisi); „Dein Name“ (87 – 107). Die Sprache ist nüchtern und themenbezogen, die Darlegungen sind knapp. Aber wer sich die uralte Frage angesichts von Pluralismus und Säkularisierung neu dringlich für seinen eigenen Glauben stellt, wer denn dieser Gott sei, der unser „Lebensgrund“ ist (Untertitel) und den uns Jesus glauben lehrt, der wird sich an zahlreichen Stellen des Buches sagen: „Ja, das habe ich mich auch schon gefragt“. Er/sie mag dann Anregungen empfangen für das Nachsinnen, für das Gebet und – für das Innehalten vor dem Geheimnis.

Peter Lippert

KOLLMANNSSBERGER, Peter: *Die schöpfungstheologische Frage nach dem Personsein des Menschen in den Dogmatiken von Michael Schmaus und Johann Auer*. Weiden 1992: Schuch. 329 S., kt., DM 112,- (ISBN 3-926931-09-4).

Die Dissertation von Peter Kollmannsberger unternimmt erstmals eine umfassende Beleuchtung des dogmatischen Nachdenkens von Michael Schmaus. Die Arbeit macht deutlich, daß Schmaus das Verdienst zukommt, als erster eine systematische Inbezugnahme dessen geleistet zu haben, um was es ‚Person-Denkern‘ wie Martin Buber oder etwa Romano Guardini bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren ging. Schmaus greift diese Gedanken auf und unternimmt es in seiner Schöpfungslehre, den Menschen als Beziehungswesen, als Person darzustellen, um von da aus eine Verknüpfung von Trinitätslehre und Christologie zu erreichen. Dieser Neuansatz, den Menschen von seiner Beziehungswirklichkeit auf den Mitmenschen hin und damit auch in einer Analogie zur dreieinigen Beziehungswirklichkeit der innertrinitarischen Liebe Gottes zu sehen, ist maßgeblich geblieben für das dogmatische Nachdenken bis in unsere Zeit.

Kollmannsberger weist dies in seiner Dissertation dadurch nach, daß er die Dogmatiken von Michael Schmaus und Johann Auer in seiner Darstellung zusammenzieht. Johann Auer, ein Schüler von Michael Schmaus, wird in seiner engen Anlehnung an seinen Lehrer im Blick auf dessen Persondenken erarbeitet. Die neunbändige neue „Kleine Katholische Dogmatik“ von Auer zeigt sich so als eine Neuformulierung dessen, um was es Schmaus von Beginn an ging, nämlich personale Beziehungswirklichkeit des Menschen, Beziehungswirklichkeit im dreieinen Gott und schließlich im Christusereignis zusammenzudenken.

Peter Kollmannsberger zeigt dies in seiner Dissertation dadurch, daß er zunächst die Eigenart der Trinitätslehre und der Christologie von Michael Schmaus und Johann Auer darstellt, um von daher dann die Überleitung, aber auch das Ineinander von Trinitätslehre, Christologie und Schöpfungslehre aufzuzeigen. Der Gang durch die Themen der Schöpfungslehre in der Dissertation verdeutlicht schließlich diese Zusammenhänge. Das Anliegen der Arbeit von Kollmannsberger, zu diesem Thema zur Zeit die einzige auf dem theologischen Buchmarkt, ist es, die bleibende Bedeutung dieses personalen Neuansatzes bei Schmaus für die heutige Theologie zu zeigen. Dies erscheint auch deswegen sehr gefordert, als auf Michael Schmaus in der heutigen systematischen Theologie nur selten verwiesen wird, obwohl das ‚moderne‘ dogmatische Nachdenken maßgeblich von ihm her bestimmt ist. Die Dissertation von Kollmannsberger kann ein Anstoß sein, diese Wurzeln wiederzufinden.

Andrea Bauer

STENGER, Hermann M.: *Für eine Kirche, die sich sehen lassen kann*. Innsbruck 1995: Tyrolia-Verlag. 172 S., kt., DM 29,- (ISBN 3-7022-1977-3).

Hermann Stenger ist einer der nicht gerade zahlreichen Pastoraltheologen, die psychologische Perspektiven wirkungsvoll in ein Gespräch der beiden Disziplinen einzubringen wissen, genauer: Der nun emeritierte Innsbrucker Pastoraltheologe ist von Haus aus Psychologe und hat es stets verstanden, beide Blickrichtungen, die psychologische und die theologische, zusammenzuführen, auch wenn, wie er selbst schreibt (154 – 159), in seinem eigenen Wirken die Schwerpunkte seines Interesses eine Entwicklung durchgemacht haben.

Aus Anlaß seines 75. Geburtstages legt nun Stenger einen neuen Band seiner Arbeiten vor. Es sind teils bereits veröffentlichte, teils bisher ungedruckte Arbeiten. Die Frage, die immer wieder – als leitendes Interesse – darin auftaucht, ist: Was kann geschehen, damit die Menschen in der Kirche wieder mehr wahrnehmen, was diese eigentlich ist und sein will? Dabei kreisen Stengers Gedanken immer wieder um die Mittelbarkeit und Nachvollziehbarkeit von Symbolen oder um deren Menge. Diese kann dann – neben anderen Faktoren! – bewirken, daß die Kirche negativ auf die Menschen wirkt.

Ein anderes wichtiges Thema ist das der drei Deutungsebenen („Die Vielfalt des Erlebens von Symbolkonstellationen“, 122 – 129). Hier liefert Stenger einen willkommenen Schlüssel zum Verstehen dessen, was Menschen tatsächlich in verschiedenen Dimensionen, etwa während der Liturgie, erleben, ohne sich vielleicht darüber genügend Rechenschaft zu geben. Ich würde allerdings die Kategorie von den drei Deutungsebenen allgemein auf positive menschliche Erfahrungen ausdehnen (es kann eben – fast – alles zum „Symbol“ werden) und würde auch die pastoralen Folgerungen etwas anders ziehen. Das Numinose so stark in die Nähe der Regression zu rücken, das ist, auch wenn man der Regression begrenzte positive Eigenschaften zubilligt, m. E. doch zu wenig. Ist es immer Regression, wenn jemand beglückend und beruhigend inneren Frieden erlebt? Die Überlegungen des Buches werden manchen Lesern Anregungen dazu geben, mitzuhelfen, daß die Kirche sich (wieder mehr) sehen lassen kann. Peter Lippert

Horoskop als Schlüssel zum Ich. Christlicher Glaube und Astrologie. Hrsg. v. Hermann KOCHANEK. Leipzig 1995: Benno-Verlag. 142 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-89543-058-7).

Es ist eine Spezies der Postmoderne, daß der Mensch es nicht ertragen kann, sich auf eine offene Zukunft einzulassen. Insofern versucht er, mittels Magie, Spiritismus und nicht zuletzt auch der Astrologie um seine Zukunft zu wissen, um sie selbständig zu beeinflussen. Gerade Jugendliche lassen sich immer wieder von diesen Praktiken beeindrucken.

Vorliegendes Buch, das eine Sammlung von Referaten der Bildungsstätte Arnold-Janssen-Haus in Sankt Augustin bei Bonn ist – herausgegeben von seinem Direktor Hermann Kochanek –, gibt dem Leser die Möglichkeit mehr über die Astrologie zu erfahren. So wird von unterschiedlichen Autoren gleichermaßen ihre Stellung in den europäischen Geisteswissenschaften (Karl Hoheisel) beleuchtet wie ihre Bedeutung in Altem (Frank-Lothar Hossfeld) und Neuem Testament (Felix Porsch). Neben dem Theologen kommt auch der Physiker (Robert Breinhorst) zu Wort. Eine Situationsbeschreibung zur Astralgläubigkeit leistet der Düsseldorfer Schuldekan Wolfgang Janzen. Weitere Artikel zum Verhältnis von Christentum und Astrologie stammen von der Astrologin Mechthild Buse und dem Referenten für Sektenfragen bei der Deutschen Bischofskonferenz, Hans Gasper.

Während die Bibelwissenschaftler eindeutig die astrologischen Aussagen der Heiligen Schrift (insbesondere den Stern von Betlehem) entmythisieren, wird auf der anderen Seite der bedenkenswerte Versuch unternommen, die Astrologie als Chance zur Neubesinnung über die Stellung des Menschen im Kosmos zu sehen. Dabei wird zu Recht eine Vulgärastrologie, die versucht, des Menschen Schicksal aus den Sternen zu durchleuchten, rundweg abgelehnt. Auf der anderen Seite ist aber die Beschäftigung mit den Sternen vielleicht auch die Möglichkeit, eine Teleonomie dieser Schöpfung zu veranschaulichen, um zu zei-

gen, daß es im Grunde die – von Gott gewollte – Konstellation der Sterne war, die das Leben und die Schöpfung ermöglicht. Ebenso kann Astrologie auch dem Menschen seine Abhängigkeit von Gott deutlich machen und zeigen, daß Gott im letzten der Herr auch über die kosmischen Gewalten ist. Mechthild Buse plädiert daraus folgernd sogar dafür, die Tierkreiszeichen als Symbole für den eigenen Charakter zu sehen. Tierkreiszeichen *können* dabei auf Eigenschaften der Person schließen lassen, *müssen* es aber nicht.

Die im vorliegenden Buch geführte Auseinandersetzung zur Astrologie kann im großen und ganzen also als lohnend gewertet werden. Insofern wird es für jeden, dem an einer ernsthaften Beschäftigung mit Horoskopen gelegen ist, eine lohnende Lektüre sein. Da die Astrologie in der postmodernen Gesellschaft überdies zu einem derart zentralen Thema geworden ist, wird sie auch für all jene, die in unserer Zeit in der kirchlichen Jugendarbeit, Erwachsenenbildung und im Religionsunterricht tätig sind, hilfreich sein.

Raymund Fobes

PIERIS, Aloysius: *Feuer und Wasser*. Frau, Gesellschaft, Spiritualität in Buddhismus und Christentum. Reihe: Theologie der Dritten Welt, Bd. 19. Freiburg 1994: Herder. 268 S., kt., DM 39,80 (ISBN 3-451-23495-5).

Das Buch des Jesuiten Aloysius Pieris beschäftigt sich mit den zentralen Problemen eines heutigen christlichen Missionsverständnisses am konkreten Beispiel der asiatischen Wirklichkeit. Hinter all seinen Ausführungen steht die Frage, warum das Christentum trotz jahrhundertelanger Missionstätigkeit bis jetzt auf dem asiatischen Kontinent kaum Fuß fassen konnte. Seine Antwort auf diese Frage bewegt sich zwischen religionstheologischen Erwägungen, sozial- und kulturgeschichtlichen Beobachtungen und kirchenkritischen Aussagen, die nicht leicht auf eine eindeutige Konzeption „asiatischer Theologie“ hin zusammenzufassen sind. Durchgehend ist der kritische Ton gegenüber dem paternalistischen Zug westlicher Theologie, der auch als Hintergrund der bisherigen Lehrtradition der römischen Kirche scharf herausgestellt wird. Besonders drängend wird dabei die sozialetische Konzeption der Kirche angefragt, die nach dem Zusammenbruch der sogenannten „Zweiten Welt“ kommunistisch orientierter Blockstaaten die Wirtschafts- und Lebensform marktwirtschaftlicher Demokratien nach westlichem Muster zum Hintergrund ihrer Aussagen macht, lediglich soziale Korrekturen an ein grundsätzlich marktorientiertes und individualistisches Freiheitsverständnis anhängt. Hier kommt die asiatische Option für den Vorrang sozialer Solidarität der menschlichen Gemeinschaft als Quelle wirklich freien und humanen Lebens zum Ausdruck. Asiatisches Wirklichkeitserleben stellt sich in seiner kosmischen Religiosität auch als ehrfurchtsfähiger gegenüber der Natur dar. Mit dem Hinweis auf die enormen kulturellen Unterschiede, die der asiatische Kontinent mit seinen atheistisch nicht-religiösen Systemen, seinen polytheistisch und nicht-theistisch geprägten religiösen Zivilisationen umfaßt, verbindet sich bei Pieris eine Theologie, die die konkreten Erfahrungen des asiatischen Kontinents zum Ausgangspunkt einer spannungsreichen Entfaltung des Glaubens als Erfahrung des „nichtchristlichen Christus“ machen will.

Josef Römelt

Moral- und Pastoraltheologie

Grenzen der Ethik. Hrsg. v. Hans Michael BAUMGARTNER und Werner BECKER, Reihe: Ethik der Wissenschaften, Bd. 9. München 1994: W. Fink i. V. m. d. Verlag F. Schöningh, Paderborn. 156 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-506-72289-1).

Wie sehr philosophische Ethik auf der Suche nach einer tragfähigen ethisch-wissenschaftlichen Begleitung der gegenwärtigen technischen Entwicklung ist, zeigt der 9. und letzte Band der Reihe „Ethik der Wissenschaften“. Der gegenwärtige Pluralismus heutiger normativer Wahrheitsfindung, die Schwierigkeit der Ethik, sich zwischen Letztbegründung und effektiver Anwendungsbezogenheit selbst eine klare Kontur zu geben, schlagen sich in dem Bändchen nieder. Während auf der einen Seite die diskursethischen und kommunikativen

Ansätze gegenwärtiger Ethik für die Frage der ethischen Begleitung der modernen Forschung immer mehr auf ihre politisch-demokratische Konkretisierung hin befragt werden (Werner Becker, Zur Lage der Philosophischen Ethik heute und ein Blick zurück auf Kant; Willi Oelmüller, Ethisch-politische Diskurse in parlamentarischen Demokratien), gehen andere Ansätze von einer radikalen Pragmatik expertengetragener Expertisen aus (Hans-Martin Sass, Methoden der Güterabwägung in der Postmoderne). Moderne philosophische Ethik schwankt in diesen Modellen zwischen empirischem Nutzenkalkül und politisch-positivistischem Vertrauen auf die Strukturen demokratischer Kultur als Garantie auch einer ethischen Selbstbindung der Gesellschaft. Gerade die Kategorie der Freiheit soll nach diesem Verständnis im funktionalen Gleichgewicht der politischen Kräfte ihre konkrete normative Kraft entfalten können. Eine traurige Rückschau auf verlorene metaphysische Ansätze vermag da nur undeutlich ein nachmetaphysisches Denken zu beschreiben, das der ethischen Reflexion Halt zu geben hätte (Hansjürgen Staudinger, Anmerkungen zu den Kolloquien „Philosophische Ethik und praktisches Moralverhalten“). Am überzeugendsten ist angesichts dieser komplexen Probleme zeitgemäßer philosophisch-ethischer Wissenschaft noch der Ansatz Ottfried Höffes, der zwischen der negativen Kritiktradition der Frankfurter Schule und der affirmativen Kritik anwendungsbezogener Ethiker eine judikative ethische Kritik errichten will, die sich dem Anliegen der Letztbegründung und der konkreten Umsetzung prinzipiengetragener Ethik in einem hermeneutischen Zugleich innerhalb des Kontextes moderner Wirklichkeitserfahrung mit ihren Herausforderungen sowie auf dem Hintergrund der Tradition zu stellen versucht.

Josef Römelt

HAUSER, Theresia: *Mit Augen der Hoffnung*. Deine Kraft liegt in der Zuversicht. München 1994: Kösel. 237 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-466-36407-8).

Neben dem Glauben und der Liebe steht die Hoffnung als die dritte der theologischen Tugenden meist eher im Schatten ihrer beiden Schwestern, auch wenn es geistliche Schriftsteller wie Charles Pegúy und Theologen wie Jürgen Moltmann gibt, die der Hoffnung eigene Werke gewidmet haben. Theresia Hauser will in ihrem Buch den Blick auf die alltäglichen und doch manchmal auch sehr dramatischen, jedenfalls tragenden Erfahrungen und Situationen der Hoffnung lenken; ist doch die Erfüllung der großen Hoffnungen – Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung – abhängig von den kleinen Schritten im Leben einzelner und einzelner Gruppen. Die Dynamik, die „Kraft des Denkens, Fühlens und Handelns“ (13), die in der Hoffnung liegt, soll entdeckt und freigelegt werden. Aufmerksam sieht und beschreibt die Autorin die Vorgänge des Lebens und bietet ihren Leserinnen und Lesern immer wieder Ermutigung, das Ziel nicht aus den Augen zu lassen und die Mühe auf dem Weg zu tragen. Sie weist hin auf Quellen der Stärkung wie ermutigende eigene Lebenserfahrungen, Beispiele anderer Menschen und den Glauben, der die Hoffnung trägt. Sie bietet Hilfen an für die konkrete Gestaltung der Hoffnung: Hoffnungsworte bewahren, die eigene Balance finden, Grenzen übersteigen, ein waches Bewußtsein bewahren, eine nicht urteilende Einstellung einnehmen u. a. Und sie wendet sich auch den Problemen zu: der angefochtenen und der falschen Hoffnung, der Enttäuschung, den Zerreißproben bis hin zu Gottesenttäuschungen. Schließlich erzählt sie aufs Neue Hoffnungsgeschichten der Bibel – zusammen mit der Einladung, diese Geschichten auf das eigene Leben zu übertragen bzw. dort wiederzufindenn. In immer neuen Gedanken, immer neuen Beispielen und Geschichten sucht sie das Wunder der Hoffnung nahezubringen, wie es in einem kurzen Gedicht von Hilde Domin als Motto am Beginn des Buches steht: „Ich setzte den Fuß in die Luft, / und sie trug.“

Johannes Römelt

PESCH, Otto Hermann: *Christliche Lebenspraxis heute und hier*. Würzburg 1994: Echter Verlag. 383 S., kt., DM 36,- (ISBN 3-429-01631-2).

Der weltweite Einsatz für die Lebensmöglichkeiten der vielen, deren Leben durch die Verweigerung der Menschenrechte und durch soziale Ungerechtigkeit unterdrückt wird, ist für die meisten Menschen in Westeuropa noch der einzige Beweis der Glaubwürdigkeit der Christen.

O. H. Pesch hat dieses Buch geschrieben, um diese Einseitigkeit der Glaubensbegründung und Glaubenssicht allein aus dem sozialen Handeln zu überwinden. Er will „den Fragen eines konkret durch den Glauben geprägten Lebens im Alltag heute und hier“ nachgehen (12). Dabei geht es dem Autor nicht um eine „Theologische Ethik“ als Findung und Begründung ethischer Normen auf der Grundlage des christlichen Glaubens, er will vielmehr Hinweise geben, wo und wie die ethischen Normen im „Alltag eines Christenmenschen im Europa des Jahres 1994“ gelebt werden könnten. Die Themen, die er unter dieser Rücksicht behandelt, sind: Gottesgewißheit – Umkehr – Leiden – Handeln – Gottesdienst – Gemeinschaft – Familie – Besitz – Frau und Mann – Wahrhaftigkeit – Friede – Zukunft – Gotteserfahrung. Diese Themenwahl will bewußt keine Vollständigkeit anstreben.

Der Autor wendet sich mit seinen Ausführungen ausdrücklich an katholische und evangelische Christen. Die Alltagsprobleme des Christen in der heutigen Welt sind nicht konfessionsverschieden. Wo aber Unterscheidungen notwendig sind, werden sie von Pesch berücksichtigt.

Auf Anmerkungen hat der Autor verzichtet. Für die einzelnen Kapitel gibt er Lesehinweise auf ebenso lesbare Bücher, wie es seine eigenen sind. Ein geschickt gemachtes Personen- und Stichwortverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit dieses sehr zu empfehlenden Buches.

Klemens Jockwig

Intimität und zölibatäres Leben. Erfahrungsberichte von Priestern und Ordensleuten. Hrsg. v. Anselm GRÜN und Wunibald MÜLLER. Würzburg 1995: Echter Verlag. 144 S., kt., DM 24,80 (ISBN 3-429-01702-5).

Die beiden Herausgeber legen hier eine Sammlung von Berichten vor, die Priester und Ordensleute darüber verfaßt haben, welchen Entwicklungsgang sie in ihrem ehelosen Leben genommen haben. Vom Ansatz und der Grundausrichtung her wird hier eine Blickrichtung wieder aufgenommen, die besonders bei W. Müller in verschiedenen Veröffentlichungen schon eingeschlagen worden war (*Intimität. Vom Reichtum ganzheitlicher Begegnung*, 31995, Erstauflage 1989; *Liebe und Zölibat*, 1994). –

Zum Anliegen der Herausgeber habe ich mich der Sache nach in dieser Zeitschrift ausführlich geäußert (*Weg des Menschseins – Weg des Christseins. Von den Chancen und den Gefährdungen der Freundschaft heute*, OK 32 [1991] 149 – 160). Mit Recht plädieren die beiden Herausgeber dafür, daß der Zölibat nicht bloße Negativität sein darf. Ein jeder Mensch muß, soll er nicht verkümmern (und dadurch zum Gegenzeugnis werden), ein wirkliches Gefühlsleben entwickeln. Dabei können Freundschaften erlebt werden, die, in Müllers Sprache ausgedrückt, von Intimität geprägt sind. Die Frage ist dann: Kann dies und wie kann es in einer Weise gelebt werden, die nicht zur Abschwächung oder zur Untreue der ehelosen Lebensform wird?

Die Position der Herausgeber ist ausgewogen (sie „haften“ nicht für alles, was in den Berichten gesagt wird, 8). Sicherlich haben sie darin recht, daß solche Freundschaften nicht nur ganz wenigen Ausnahmemenschen vorbehalten sind. Zwar hat wohl der tradierte Ausspruch der Teresa von Avila, „Nicht alle Nonnen dürfen das“ (der einem köstlichen Büchlein von Erika Lorenz über Teresa und Jeronimo Gracián den Titel lieferte), seine Geltung, was z. B. Lebensalter, persönliche Reife, Klarheit über die gewählte Lebensform betrifft. Aber als Hebel dazu, Wege der Freundschaft zu praktisch nicht lebbareren Situationen zu machen, sollte man ihn nicht benutzen. Andererseits betont A. Grün mit Recht, daß solche Freundschaften manchmal auf naive Weise idealisiert werden, wobei die Herausforderung, die darin liegt, verharmlost wird (23), oder daß sie als unentbehrliche „Mittel“ zu einem erfüllten ehelosen Leben mißdeutet werden (16).

So wird es nicht überraschen, daß ich den Thesen der Herausgeber weithin zustimme. Was mich aber an dem Buch ratlos macht, ist folgendes: Erstens fühle ich mich nicht recht wohl bei Berichten, die, auch wenn ihre Verfasser anonym bleiben, etwas so Persönliches sind,

daß sie eigentlich dem geistlichen Begleiter oder guten Freunden vorbehalten bleiben könnten. Zweitens sind die Berichte in einer eigentümlich standardisierten Sprache abgefaßt (die der Sprache W. Müllers sehr ähnelt); das erweckt den Eindruck, den Berichten sei eine gemeinsame Vorbereitung vorausgegangen. Außerdem rief so manches, was hier zu lesen ist, eigentlich nach einem sprachbegnadeten Mystiker. Wenn die Sprache sich aber von Beitrag zu Beitrag fast wiederholt und sie zudem ein wenig trocken und „klinisch“ bleibt, macht das alles die Lektüre nicht gerade ansprechender.

Der Wert des Buches gegenüber einer Abhandlung gleicher Aussagerichtung besteht allerdings darin, daß das Buch zeigt, wie die Wege so mancher Priester und Ordensleute verlaufen. Auf viele Leserinnen und Leser, die sich dem Thema bisher noch wenig geöffnet hatten, dürfte das Buch überraschend und hilfreich wirken. Peter Lippert

NOUWEN, Henri J. M.: *Sterben, um zu leben*. Abschied von meiner Mutter. Herderbücherei 8837. Freiburg 1995: Herder. 126 S., kt., DM 12,80 (ISBN 3-451-08837-1).

Henri Nouwen ist ein geistlicher Autor, den man nicht mehr vorzustellen braucht. Von ihm liegt als Taschenbuch eine Neuauflage des 1983 erschienenen Berichtes über das Sterben seiner Mutter vor. Nouwens Bücher sind wohl nicht zuletzt deshalb so erfolgreich, weil der Verfasser einen starken Situationsbezug, eine schmucklos glaubwürdige Sprache mit einer theologisch soliden und spürbaren Gläubigkeit zu verbinden vermag. Der Erzählung selbst merkt man zwar gelegentlich an, daß sie in der Zeit entstand, als Nouwen noch in den USA Theologie lehrte. Er hat inzwischen die akademische Laufbahn aufgegeben und ist jetzt geistlicher Berater des Behindertenzentrums „Daybreak“ in Toronto. Und natürlich bleibt das, was in einem Menschen vor sich geht, der seine Mutter in den Tod begleitet, ein gutes Stück weit unaussprechbar und unmitteilbar. Doch ist das Buch ein Zeugnis dafür, wie von einem gläubigen Menschen, der dazu auch die Möglichkeit sprachlichen Ausdrucks hat, eine solche Situation durchlitten, mehr noch: bewältigt werden kann; solche Zeugnisse vom möglichen Trost brauchen wir immer wieder. Peter Lippert

Kirchengeschichte

ALLEGRI, Renzo: *Johannes XXIII*. „Papst kann jeder werden. Der beste Beweis bin ich.“ Ein Lebensbild unserer Zeit. Reihe: Zeugen unserer Zeit. München 1994: Verlag Neue Stadt. 219 S., geb., DM 32,- (ISBN 3-87996-315-0).

Das Neue und Entscheidende an dieser Biographie sind die vielen Augenzeugenberichte, angefangen von Erzählungen des älteren Bruders über Schüler und Mitarbeiter bis hin zu den Erinnerungen des langjährigen Kammerdieners. Vielfach werden sie wörtlich wiedergegeben, ungeglättet und anekdotenhaft. Der Autor berichtet zwar, wie er mit ihnen ins Gespräch kam, historische und theologische Erläuterungen sind jedoch spärlich, viele Erinnerungen bleiben als in sich abgeschlossene Episoden unvermittelt nebeneinander stehen. So ist das ganze Buch sehr persönlich und unmittelbar gehalten; der Mensch Angelo Roncalli wird lebendig, aber mindestens ebenso auch die Menschen um ihn herum.

Das beginnt in den Kindheitsschilderungen des armen Bauernsohnes, der dank der Förderung eines Onkels und des Pfarrers lernen darf, während alle anderen arbeiten müssen, der durch Vermittlung der Mutter aufs bischöfliche Seminar kommt und trotz anfänglicher Rückschläge in Bergamo, dem Zentrum des sozial engagierten Katholizismus, schließlich seinen hartnäckigen Wunsch realisieren kann, zum Priester geweiht zu werden.

Es folgen unauffällige Jahre in den Diensten des Bischofs, vor allem als Lehrer am Seminar. Auch hier gelingt es dem Autor vor allem, die Atmosphäre zu beschreiben, die um Roncalli entstand, und sei es in Anekdoten wie dieser: Ein Schüler schläft ein und sein Bank-

nachbar will ihn wecken. Roncalli sagt zu ihm: „Stör ihn nicht! Es liegt an meinem Unter-richt, wenn er einschläft“ (45).

Trotz einer Anzeige wegen Modernismus, die Roncalli tief verletzt und verstört, wird er 1921 nach Rom in die Propagandakommission berufen. Sein „Leben in der Verborgenheit“ (56) ist vorbei. Entscheidend werden die Jahre in Bulgarien, einem von konfessionellem Haß zerrissenen Land, in dem Roncalli verblüffende „ökumenische“ Wege geht, die keiner Planung und Strategie entspringen, sondern seinem außerordentlichen Glauben. So z. B. als ein Priester ihn um Erlaubnis bittet, einer orthodoxen Frau die Beichte abnehmen zu dürfen, da kein orthodoxer Priester erreichbar ist. Roncalli antwortet: „Danach darfst du mich nicht fragen, denn du weißt sehr wohl, daß ich sie dir nicht geben kann. Jetzt aber schnell, geh und laß sie beichten, damit sie in Frieden sterben kann“ (69). Seine Uneigennützigkeit gewann ihm die Achtung und Sympathie sehr vieler Menschen in Bulgarien; stellvertretend für sie kommt der Konvertit und Führer des katholischen antikommunistischen Widerstandes, Karadion, ausführlich mit seinen Erinnerungen zu Wort.

Seine Zeit in der Türkei bringt Schwierigkeiten anderer Art. Doch die geringe Zahl an Katholiken läßt Roncalli darum seine Aufgabe nicht weniger ernst nehmen. Ein Ordensmann sagt über jene Zeit: „Er war bereit, für einen einzigen Menschen eine lange Reise auf sich zu nehmen“ (82). Das entsprang offenbar keiner Naivität, sondern der tiefen Spiritualität Roncallis: „Ich weiß, daß meine Hörschaft sehr klein ist. Ich weiß auch, daß die vier alten Damen dösen, während ich rede. Aber das hat keine Bedeutung. Ich bin Bischof für diese Leute, und Gott ist Zeuge meines Tuns“ (83).

Hand in Hand damit ging eine sehr praktische karitative Ausrichtung, während des Krieges dann vor allem die Hilfe für Flüchtlinge vor den Nazis; bis zu 24 000 Juden soll Roncalli vor den Nazis gerettet haben, für politische Gefangene erreichte er durch Gnadengesuche, daß Todesurteile nicht vollstreckt wurden.

Nach dieser Zeit ist Roncalli, als er mit 63 Jahren nach Paris gerufen wird, eigentlich müde und denkt schon an seinen Ruhestand. Er geht nicht gern. Dennoch fügt er sich innerhalb kürzester Zeit ein in die anspruchsvolle neue Umgebung und erweckt durch sein unbefangenes Zugehen auf Menschen soviel Sympathie, daß Robert Schumann über ihn sagen kann: „Der Nuntius ist in ganz Paris der einzige Mensch, der überall, wo er hinkommt, den Frieden mitbringt“ (101). Das gilt insbesondere auch für die nahezu legendären Begegnungen mit den führenden Kommunisten Frankreichs.

Von Roncallis Berufung zum Patriarchen von Venedig an (1953) folgt der Autor vor allem den Erinnerungen seines Kammerdieners Guido Gusso, der sich so gut wie nie vorher geäußert und auf jede publizistische Vermarktung seiner Zeit bei Roncalli verzichtet hat.

In Venedig ist es wiederum die direkte und freudige Art, mit der Roncalli auf Menschen zugeht, sich mit ihnen umgab, sein Respekt vor Menschen unabhängig von ihrer gesellschaftlichen Bedeutung. Auch eine Anekdote wie die folgende steht dafür: Gusso berichtet, wie er manchmal die Frühmesse verschief und dann von Roncalli mit den Worten geweckt wurde: „Entschuldige, Guido. Es tut mir leid, daß ich dich wecke. Ich weiß, du bist jung und brauchst deinen Schlaf; aber wenn du kommen könntest, um bei der Messe zu ministrieren, tätest du mir einen großen Gefallen“ (121f.). Roncalli fühlte sich wohl in Venedig und rechnete damit, daß dies seine letzte Station sei.

Als sein Pontifikat begann, war Roncalli bereits 77 Jahre alt. Doch die Bezeichnung „Übergangspapst“ ärgerte ihn: „Die sprechen von mir, als ob ich ein Ersatzteil für ein Auto wäre“ (134).

Über jene fünf Jahre ist viel geschrieben worden, und von der vorliegenden Biographie Neues zu erwarten, wäre falsch. Sie beschreibt jedoch auf fesselnde Art das, was geschah, besonders die ökumenischen Bestrebungen des Papstes, seine Unvoreingenommenheit gegenüber Menschen aller politischen Richtungen, die Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils. Sehr bewegend ist schließlich die Schilderung seines Sterbens. Jessica Weis

STEHLE, Hansjakob: *Geheimdiplomatie im Vatikan*. Die Päpste und die Kommunisten. Zürich 1993: Benziger Verlag. 439 S., geb., DM 48,- (ISBN 3-545-25091-1).

Als sich ab 1989 der Ostblock öffnete, öffneten sich auch die großen Archive dieser Länder. Aus diesen neuen Dokumentenfunden, aus bislang geheimen Vatikanunterlagen, Zeitzeugeninterviews und nicht zuletzt seiner jahrzehntelangen eigenen Beobachtungen und Beschreibungen der vatikanischen Politik hat Hansjakob Stehle das vorliegende Buch geschrieben. In einer kurzweiligen Art mischt er präzise Analyse der unzähligen Dokumente mit journalistisch erzählenden Passagen. Der Autor beweist vielleicht gerade aufgrund seiner Betrachtung von außen sehr viel nüchternes Verständnis für die Machbarkeit vatikanischer Politik, die er konsequent aus der Perspektive von Politik überhaupt betrachtet, insofern weniger moralisch beurteilt, als es zur Zeit in manchen populistischen Werken über die Geschichte des Vatikans Mode ist.

In zwölf Abschnitten stellt er nun dem Leser vor, was er herausgefunden hat. Einige Aspekte sollen exemplarisch vorgestellt werden:

Von 1917 – 1922 folgt die vatikanische Diplomatie ganz dem Anliegen „in einer aus dem Lot geratenen Welt den Katholiken ein möglichst großes Maß religiöser Freiheit zu sichern“ (24). Die Chancen standen nach der Oktoberrevolution zunächst gar nicht so ungünstig, sahen doch die Bolschewisten in den Katholiken gleichfalls Opfer des Zarismus. Doch in der doppelten Spannung zwischen Polen und Rußland, sowie in Rußland zwischen Missionsverlangen gegenüber der orthodoxen Kirche und Verteidigung der unierten Teilkirchen bleibt die Kath. Kirche in ihrer Handlungsmöglichkeit beschränkt. Deutlich kristallisiert sich heraus, daß die Anerkennungsforderung zum Dreh- und Angelpunkt der Verhandlungen wird. Als sich gegenüber der gemäßigten Religionspolitik Lenins kraß antireligiöse Gruppen durchsetzen und in ersten Schauprozessen kath. Geistliche verurteilt und hingerichtet werden, protestiert der Vatikan nur schwach. Gasparri liefert das für die ganzen folgenden Jahrzehnte entscheidende Argument für dieses berüchtigte Schweigen des Vatikans: „Es ist leicht, ein Verdammungsurteil zu verlangen, wenn man für die Folgen eines solchen Schrittes ... keine Verantwortung zu tragen hat“ (54). Folgen für die Katholiken vor Ort vor allem. In den Jahren 1924 – 1926 nimmt die „fatale Mischung aus konspirativer und diplomatischer Methode“ (101) zu. Pius XI., den der Autor als schwankend und unberechenbar in seinen Entscheidungen kennzeichnet, läßt einerseits über Pacelli in Berlin verhandeln, andererseits über den Missionar Gehrmann SVD konspirativ in der Sowjetunion arbeiten. Die zentrale Gestalt dieser Zeit ist d'Herbigny SJ mit romantischen geschichtsphilosophischen Zukunftsvisionen, mit zum Teil geschmeidiger Diplomatie und dann wieder eitlen Alleingängen. In die Phase von 1927 – 1932, die geprägt ist von steigender Kriegsangst in der Sowjetunion, fällt der Abschluß der Lateranverträge. Vielfach kritisiert, rechtfertigt Pius XI. sie (und alle ähnlichen Arrangements mit diktatorischen Regimen!) verblüffend überzeugend: „Wenn es darum ginge, einige Seelen zu retten, größere Übel zu verhindern, würden Wir auch den Mut haben, mit dem Teufel in Person zu verhandeln“ (129). In der Tat kann man den Eindruck gewinnen, je höher in der vatikanischen Hierarchie, desto realistischer die Politik, während auf den niedrigeren Ebenen naiver und moralischer, damit aber auch undurchführbarer gedacht wurde. Gegenseitige Überschätzung führt in der Sowjetunion Stalins zum Religionsdekret, der „Etablierung des atheistischen Cäsaropapismus“ (136), in Rom zum Aufruf eines „Kreuzzuges des Gebetes“. Die Phase 1933 – 1939 wird zunehmend von Pacelli geprägt. Zwischen Bollwerktheorien einerseits und Forderungen französischer Bischöfe nach einer Öffnung nach links andererseits wird Pius XI. immer zögernder. Beim Einmarsch der Deutschen in Polen schweigt er schließlich völlig mit der Begründung: „Jedes Wort ... würde den Katholiken heimgezahlt“ (185). In den Kriegsjahren 1939 – 1944 bemüht Pius XII. sich vor allem um eine zum Teil nicht mehr verständlich ins Metaphysische ausweichende Unparteilichkeit. Neue Quellen führen den Autor zu der Meinung, daß es nicht der überzogene Antikommunismus war, der Pius gegen Hitler schweigen ließ (da erscheint eher Tardini als treibende Kraft des Antikommunismus), und er versucht, seine Gestalt zwischen der „strahlenden und der finsternen Pacelliliegende“ (203) zu zeichnen. Immer deutlicher aber wird in der Zeit von

1944 – 1949, daß die von Pius XII. subjektiv wohl ernst gemeinte Unparteilichkeit die „majestätische Fassade ihrer tatsächlichen Ohnmacht, Ratlosigkeit und puren Angst“ (224) war. Man kann den Eindruck gewinnen, daß das Problem des Vatikans entgegen landläufiger Auffassung nicht eine zu optimistische, sondern im Gegenteil zu pessimistische Sicht war, die immer mit dem Schlimmsten rechnete und das Herrschende daher als das noch eher Erträgliche ansah gegenüber dem, womit man noch rechnete. Nach dem Tode Stalins auf der einen und Pius XII. auf der anderen Seite beginnt eine neue Ära (1955 – 1964). Mit Chruschtschow und Johannes XXIII. begegnen sich zwei „verwandte bäuerliche Mentalitäten“ (284), die vor allem einen neuen Stil einführen. Die Kirche geht völlig neue Wege gegenüber der orthodoxen Kirche (metanoia statt conversio) und in ihrer erstmals aktiven Friedenspolitik. Die Zeit der Untergrundkirche scheint vorüber, und es kommt zu immer mehr nationalen Einzellösungen (1964 – 1978), so vor allem in Jugoslawien und der DDR. Gestalten wie Mindszenty werden zunehmend zur Belastung, denn treffend schreibt der Autor: „soviel gelitten und so wenig gelernt“ (298). Der KSZE-Prozeß prägt die Zeit von 1978 – 1991, der UNO-Generalsekretär selbst würdigte die Rolle des Vatikans in diesem Entspannungsprozeß: „Ohne Casaroli wären wir nicht in Helsinki angekommen“ (349). Casaroli und Johannes Paul II. sind die Protagonisten aktiver vatikanischer Ostpolitik, besonders deutlich bei den päpstlichen Interventionen in Polen, gipfelnd schließlich in der Begegnung Gorbatschows und des Papstes. Die Sowjetunion würdigt die Religion, der Vatikan die humanitären Leistungen des sozialistischen Systems. Doch ganz so positiv kann eine Geschichte der Ostdiplomatie nicht ausklingen. In den letzten Jahren zeigt der Vatikan sich zunehmend beunruhigter über die Entwicklung in Osteuropa, ja der erste Nuntius in Moskau fragte 1990 gar: „Vielleicht haben wir in all diesen Jahren für ein Phantom gekämpft?“ (381). So steht am Ende des 20. Jahrhunderts weniger die große Zukunftsvision als mehr die Bestätigung, daß vatikanische Politik im Wesentlichen versucht, „zu retten, was zu retten ist“ – das aufs Ganze gesehen recht erfolgreich.

Jessica Weis

Kunst und Unterhaltung

TAYLOR, James C.: *Sternstunden des Geistes*. Ein Schweinsgalopp durchs Abendland. Calwer Taschenbibliothek 35. Stuttgart 1994: Calwer Verlag. 61 S., kt., DM 9,80 (ISBN-3-7668-3291-3).

Ganz vergnüglich ist die Galerie von Geistesgrößen, die James C. Taylor in diesem Bändchen porträtiert hat. Der Autor nahm sich die Schweine, diese geselligen und intelligenten Tiere, zum Vorbild und zeichnete eine Reihe von Cartoons, in denen er Sternstunden des abendländischen Geistes Revue passieren läßt. Einzelne Positionen bzw. Situationen pointierend ist ihm dies hervorragend gelungen: Stoiker, Epikuräer, Hegelianer, Barthianer, Fundamentalisten und Reformierte, Existentialisten und Postmoderne sind hier in einem unterhaltsamen und ironischen Defilee vereinigt. Humorvoll und für den Kenner amüsant.

Johannes Römelt

Geschenkte Zeit. Kalender 1996. Fotos Burkhard zur Bonsen. Wuppertal, Gütersloh 1995: Kiefel Verlag. DM 29,80 (ISBN 3-7811-5497-1).

Den Kalender eines neuen Jahres aufzuschlagen ist immer verlockend und belastend in einem. Ein Kalender, der im monatlichen Wechsel der Bilder den Blick auf sich zieht, will dazu verlocken, das Vordergründige zu durchschauen; ein Kalender, der seine Bilder durch Sinnsprüche ergänzt, versucht, diesen Blick zu schärfen und neue Ansichten zu vermitteln und so gegen die Belastung des immer Gleichen zu stellen.

Der Kiefel-Kalender „Geschenkte Zeit“ ist (wieder einmal) ein angenehmes Beispiel solcher Verlockung und Einladung, wenn zwölf Fotos von Burkhard zur Bonsen dem Gleichmaß eines Jahres im Blühen und Vergehen folgen und zwölf kurze Texte bekannter und weniger bekannter Autoren dabei die Tiefe des Lebens deuten.

Viktor Hahn